

Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 5 (1917)

Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zentralblatt

des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins
Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Er scheint am 20. jedes Monats

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —

Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.

Abonnementspreis: Jährl. Fr. 1.—; Nichtmitglieder: Fr. 2.—, bei Bestellung durch die Post 20 Cts. Zuschlag

Inserate: Die einspaltige Nonpareillezeile 20 Cts.

Adresse für Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern.

Adresse der Redaktion: Frau Dr. J. Merz, Depotstrasse 14, Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees: Frl. Berta Trüssel, Bern; Frl. Dr. Sommer, Bern;
Frau Dr. Zollinger, Zürich.

Inhalt: Die schweizerische kunstgewerbliche Weihnachtsausstellung Zürich 1917, — Aus dem Zentralvorstand. — Von der bernischen Heilstätte für Tuberkulose in Heiligenschwendi. — Aus den Sektionen. — Wissenschaft und Technik in der Hauswirtschaft. — Die Brotkarte. — Gezeichnet. — Vom Büchertisch. — Inserate.

Die Schweizerische kunstgewerbliche Weihnachts-Ausstellung Zürich 1917.

Nahezu alle Kantone waren an dieser, fast zwei Monate ihre Anziehungskraft ausübenden Ausstellung durch Mitwirkung verschiedenster Kreise und Berufsvereinigungen vertreten. Ihr Zweck war vor allem, die bereits anerkannte Bedeutung kunstgewerblicher Qualitätsarbeit durch gut bearbeitetes Material, zweckmässige Form und schweizerische Eigenart zu beweisen, Anregung und praktische Förderung zu bieten. Nicht weniger als wirtschaftliche und bildende Momente sprechen hier die nationalen mit, weshalb diese Ausstellung ein schöner Auftakt für die Schweizerwoche gewesen ist. Sie hat Interesse für die kunstgewerblichen Arbeiten und für die Bezugsquellen erweckt und so zur Verbreitung des nationalen Kunstgewerbefleisses wesentlich beigetragen. Besonders war auch die Heimarbeit der Bergtäler, in denen bei der weltabgeschiedenen Landbevölkerung noch viel natürliche grundlegende Ideen vorhanden sind, Formen- und Farbensinn ausgeprägt ist, vertreten; durch diese Gelegenheit der Ausstellung hat sie in weiten Kreisen Freunde gefunden und Käufer zu verzeichnen gehabt.

In überreicher Auswahl waren Arbeiten der Schweizerfrauen vorhanden: Heimarbeit, Fachschulen, industriell-gemeinnützige Gesellschaften, Frauenvereinigungen und private Ateliers, Industrie- und Gewerbemuseen — sie alle verfügten über schöne und geschmackvolle Auswahl. Originelle Idee der Zeichnung, interessante Techniken und manigfaches Material fügten sich unter geschickten Frauenhänden zum künstlerischen Werk. Gestickte Bildchen hatte sich Frau Emma Kienast in Zürich erdacht; wundervolle Spitzen, Decken und Tüchlein stammten vom Klöppelverein Lauterbrunnen; farbenschöne Stoffmalereien, Samtbrand verwendet Anny Rietmann, St. Gallen, zu eleganten Taschen, Kleidergarnituren, Lichtschirmen, Läufern usw.; tadellos gearbeitete Stickereien stellte

Frau Emma Schweizer, Zürich, aus; die Spitzengesellschaft Gruyère liess durch eine Zürcher Firma die entzückendsten Arbeiten bereithalten, und aus Weissbad, (Appenzell) waren Originale künstlerischer Appenzeller Handstrickereien gekommen.

Zum Vermittler kunstgewerblicher Heimarbeit hatte sich auch die Zürcher Frauenzentrale gemacht. Seit unter Leitung hilfbereiter kundiger Frauen sich Gruppen solcher Heimarbeit-Spezialitäten gebildet, durch die Frauen und Töchter in entlegenen Bergtälern eine nicht nur anregende, befriedigende sondern auch einträgliche Beschäftigung gefunden haben, gelingt es in vielen Fällen auch, die Flucht der jungen Kräfte nach den industriereichen Städten und Zentren etwas zurückzuhalten, zum Wohl der Bevölkerung selbst. Im Kreise der Frauenzentrale hat die „Verkaufsgenossenschaft“ in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon viel zur Sammlung und Förderung qualifizierter Heimarbeit beigetragen. Sie hat aber auch durch die Art ihrer Bestellung und Auswahl schon erzieherisch auf die oftmals in engern Grenzen befangenen Kräfte gewirkt, sie zur Erweiterung ihrer technischen Bildung angeregt. Neben einfachen Wäschestücken und sauberen Haslitalwebereien, hält die Verkaufsgenossenschaft der Zürcher Frauenzentrale wundervoll gearbeitete Spitzen der Schulen Steckborn, Coppet, Neuchâtel, La Sarraz zum steten Verkauf bereit. Schweizer Töpfereien, Porzellanmalerei, Holzschnitzereien finden durch sie ebenso wie Arbeiten von nationaler-sozialer Bedeutung, wie die Schnitzereien aus dem Bernerland und neuerdings auch künstlerischen Bucheinband den Weg aus den Werkstätten heimischen Fleisses zu weiten Kreisen des kaufkräftigen Publikums. Überall begegnen wir den Namen schweizerischer Kunstgewerblerinnen wie Hedwig Barblan, Julie Masary, Elly Hahn, Sophie Hauser, Sophie Riklin, Hedwig Dahm, Marie Flanel, Hedwig Fülcher und anderen. Und bei dieser Gelegenheit möchte ich auch noch das sehr gut unterrichtende schöne Buch von Franziska Anner „Die kunstgewerbliche Arbeit der Frau in der Schweiz“, Schweizerland-Verlag Th. Ebner, Chur, erwähnen, das einen vorzüglichen Überblick gibt über die bisher sehr im stillen und verborgenen tätig gewesenen Kräfte der Schweizerfrauen, ihre gefühlsmässigen, technischen und ästhetischen Werte im Kunstgewerbe. Eine Fülle eindrucksvoller Formen und Bilder hat uns die Ausstellung mitgegeben, festliche weisse Decken mit schwarzem oder rotem Ornament, Wandbehänge in Batik, Wandbehänge in bunter Wollstickerei, zierliche Kinderkleidchen mit feinen Motiven gestickt, gemalt, benäht, schwere Bordüren in Weisssem köstlichen Leinen, leuchtende Lampenschirme in origineller Form und ein ganzes Heer von kleinen Dingen, die teils zum Gebrauch nützlich teils durch ihre blosse Anwesenheit im Raume gefällig und traulich wirken.

Tüchtigen Frauenfleiss verrieten auch die Stickereien der Fachlehrerinnen Hedwig Fisch, Trogen; Elise Fröhlich, Romanshorn; Marie Heuser, Scharans; Marie Hofer, Luzern; Elise Huber, Diessenhofen; Irma Hugentobler, St. Gallen; Anna Keller, Gähwil, Marie Keller, Weinfelden, Frieda Krumm, Zürich; Hanny Mauerhofer, Margrit Schätti, Tekla Scheu, Hedwig Linden, Clara Martel (gemaltes Porzellan), Sofie Meinherz (Holzarbeiten), alle in St. Gallen, Rosa Näf-Nägeli in Flawil, Emilie Schyn, Arosa, Henriette Spinner, Affoltern, Hedwig Wanner, Schaffhausen, Agathe Weibel, Kloten. Feine Schmucksachen und Scherenschnitte stammten aus dem Atelier der bekannten Kunstgewerblerin Clara Weber-Sulger in St. Gallen. Die Schülerinnen der Kunstgewerbeschule in Zürich zeigten in einer Kollektivausstellung ihr in sicherer Führung und emsiger Tätigkeit gewonnenes Können; Frau Sieber-Spörri aus Obermatt bei Engelberg hat ihre

eigens ausgearbeiteten Spielwaren, ein ganzes Unterwaldner Alpendorf, zum Modellschutz angemeldet. Madame Montandon-Robert leitet eine Stickereischule in Neuchâtel, die durch stilvollen Wohnungsschmuck vertreten war. In der Genfer Kollektion zeichneten sich die Emaillemalereien von Mesdemoiselles Buisson, Marthe Lecièrre, Madame Pau, Mesdemoiselles Vauthey und Adrienne Wyss durch künstlerische Wirkung aus; geschickte Frauenfinger eignen sich auch besonders für die feinen Filigranarbeiten, für Gold und Silberschmuck, wie Frau Gurber, Aarau, Frä. Ramel, Zürich, ausgestellt hatten. Ein Bild in Keramik stammte von der Zürcher Zeichenlehrerin Ida Zürcher; eine moderne Korb- und Kunstflechterei betreibt Mina Palasser; nahe bei ihren exakt ausgeführten Arbeiten hatte Clara Weber-Sulger Proben eines neu belebten schweizerischen Kunstgewerbes — nämlich Bauerntöpfereien zur Schau gestellt, und nebenan im Raume fanden die Glasmalereien und geätztes Porzellan von Jenny Bruppacher aus Winterthur wie die Peddigrohrflechtereien aus den Flechtkursen von Frau Mülli-Rohner, Aarau, die wohlverdiente Beachtung. In der Bernergruppe nahmen die Heimarbeiten, die unter Leitung von Frau de Meuron-von Tschärner in Grindelwald organisiert wurden, lebhaftes Interesse für sich in Anspruch, und auch die Gebrauchs- und Spielwaren der Briener Schnitzereien und Intarsien sowie die reichhaltige Gruppe der Arbeiten aus dem Berner Gewerbemuseum lockten stets zahlreiche Besucher an. Bertha Häslar hatte Batiken und Künstlerpuppen gebracht, Margrit Hürbin Stickereien und Marie-Luise Hubacher-Tscherter kostbare Batik auf Seide. Originell in der Idee war gewiss der „Elektrische Tanzboden“ von Frau Elisa Herzig in Reinach (Aargau).

So verspürte man in allen Räumen der sorgfältig gruppierten Ausstellung das frische kräftige Frauenwalten auf mannigfachen Gebieten des schweizerischen Kunstgewerbes, ein Suchen nach neuen Ideen und modernen Ausdrucksformen, ein Streben nicht nur nach technischer Geschicklichkeit, sondern auch nach eigenschöpferischer Gestaltung. Gewiss würde eine lebhaftere Nachfrage nach dem Schweizer Kunstgewerbe, die ihm pekuniär sichern Boden gewährt, noch reiche schlummernde Kräfte ans Licht rufen und die Leistungsfähigkeit der ohnedies schon wertvollen Fertigkeiten noch steigern; nicht zu vergessen die belebende Wirkung des freudigen Zutrauens, das sich durch stete Aufträge aus allen Landesteilen im schweizerischen Kunstgewerbe geltend machen könnte. Es gibt gar keine Begründung für den Bezug kunstgewerblicher Stücke von auswärts, solange hierzulande alle Möglichkeiten einer sachgemässen Ausführung der Bestellungen auf dem weiten fruchtbaren Gebiet des Kunstgewerbes geboten sind. In diesem Sinne hat die Schweizerische kunstgewerbliche Weihnachtsausstellung, die am 4. November in Zürich geschlossen worden ist, entschieden aufklärend gewirkt, überzeugt und Publikum und Kunstgewerbe in Fühlung miteinander gebracht.

J. M.

Aus dem Zentralvorstand.

1. Der Zentralvorstand hat in seiner Sitzung vom 17. dies die von der Baukommission geprüften Pläne der Haushaltungsschule Lenzburg genehmigt und den Antrag, es möchte nun ein genauer Bauplan ausgearbeitet werden, gutgeheissen.

2. Vier von unsern deutschen Kriegskindern sind am 16. dies, von Fräulein Dietrich (Zürich) gütigst begleitet, der Vertrauensdame der deutschen Regierung

in Gottmadingen übergeben worden. Wir übermitteln den Pflegeeltern den wärmsten Dank der deutschen Frauen für die treue Sorge und Pflege der Kinder.

3. Wir bitten unsere Sektionspräsidentinnen *dringend*, ihre *Gesuche* um *Freimarken* bis zum 15. Dezember an das Präsidium einzusenden. Spätere Wünsche können nicht berücksichtigt werden.

4. Für die Schweizerwoche sind noch folgende Beiträge eingegangen: Sektion Gossau Fr. 10, Goldau Fr. 10. Total sind uns von den Sektionen Fr. 405 einbezahlt worden, was mit dem Beitrag von Fr. 300 des Zentralvorstandes Fr. 705 ausmacht. Der Betrag ist von unserer Kassierin, Frl. Marie Kistler, der Geschäftsleitung der Schweizerwoche übertragen worden. Mögen die Schweizerfrauen es sich von jetzt an zur Pflicht machen, die heimatlichen Produkte in erster Linie zu kaufen.

5. Für die Wiedereinbürgerung von Schweizerinnen, die durch Verheiratung Ausländerinnen geworden sind, haben folgende Sektionen einen Beitrag geschickt: Lausanne Fr. 10, Luzern Fr. 10, Reinach Fr. 10, St. Gallen Fr. 10.

6. Im schweizerischen Buchdruckergewerbe sind die Satz- und Druckkosten infolge fortwährenden Steigens der Materialpreise und der neuerdings eingetretenen Erhöhung des Arbeitstarifes enorm gestiegen. Der vom Bundesrat anerkannte Zuschlag auf Papier beträgt 80 %; dazu kommt nun noch ein beträchtlicher Kohlenzuschlag. Diese Verhältnisse zwingen auch uns, den Abonnementspreis unseres Organs, des „Zentralblatt“, ab 1. Januar 1918 auf Fr. 1.30 für Vereinsmitglieder zu erhöhen. Für Nichtmitglieder wird der Abonnementspreis auf Fr. 2.50 erhöht.

Im Namen des Zentralvorstandes,
Die Präsidentin: **Berta Trüssel.**

Von der bernischen Heilstätte für Tuberkulose in Heiligenschwendi. Ein Aufruf an die bernischen Sektionen des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins.

Der Krieg hat unsere so segensreich wirkende bernische Heilstätte für Tuberkulose in Heiligenschwendi in eine missliche Lage gebracht. Sie leidet schwer unter der allgemeinen Teuerung und Knappheit der Lebensmittel und anderer Haushaltungserfordernisse — schwerer als manche andere Anstalt, weil die Transportkosten von Thun in die Höhe des Sanatoriums ebenfalls stark angestiegen sind. So steht die Heilstätte vor der Tatsache, dass ihre Haushaltungskosten in den letzten zwei Jahren sich um rund Fr. 50,000 vermehrt haben und sich immer noch in aufsteigender Linie bewegen. Trotz Erhöhung der Pflegegelder und des bisherigen Staatsbeitrages kann das Gleichgewicht des Betriebsbudgets nicht mehr aufrecht erhalten werden, wenn nicht eine intensive Hilfe gebracht wird. Die Direktion hat deshalb eine Propagandakommission eingesetzt, die auf eine Vermehrung der Hilfsmittel, besonders auf eine Erhöhung der Mitgliederzahl des Vereins der Heilstätte bedacht sein soll. In diese Kommission wurden nebst Vertretern der Direktion und der Korporationen, die seinerzeit die Anstalt gründeten, auch Frauen gewählt. Sowohl das Frauenkomitee der Anstalt als die Sektion Bern des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins haben darin Vertretung erhalten.

In der Bekämpfung der Tuberkulose, dieser verderblichen Volkskrankheit, haben die organisierten Frauen schon bisher wirksame Hilfsdienste geleistet. Die Sanatorien sind eine der besten Waffen im Kampf gegen diese Feindin der Volksgesundheit. Heiligenschwendi ist die älteste und zurzeit auch grösste Volksheilstätte der Schweiz, die zudem „sämtliche Formen heilbarer Tuberkulose“ aufnimmt. Ihr kann und soll geholfen werden. Da werden die gemeinnützigen Frauen des Kantons Bern nicht zurückbleiben.

Dringend ersuchen wir die Präsidentinnen unserer bernischen Sektionen, sich für Heiligenschwendi zu interessieren, in ihrem Vereine neue Mitglieder für die Heilstätte zu werben und zu diesem Zwecke bei Hrn. Pfr. W. Ziegler in Burgdorf und Hrn. Notar v. Greyerz, Zeughausgasse, Bern, Werbematerial (Ansprüche und Verpflichtungsscheine) zu bestellen. Die Solothurner Frauen sind uns mit gutem Beispiel vorangegangen und haben es zu etwas gebracht.

Die Präsidentin: *B. Trüssel.*

Aus den Sektionen.

Das neue Tagesheim des Basler Frauenvereins. Im Laufe dieses Jahres hat der Basler Frauenverein sein zweites Tagesheim aufgetan. Die Eröffnung desselben bildete eine dringende Notwendigkeit, da das erste Heim im grossen Kollmar mit dem durchschnittlichen Besuch von 50—60 Kindern eine über die Kräfte der Anstalt hinausgehende Frequenz aufwies. — Dabei war es kaum mehr möglich, den Familiencharakter zu wahren, der nach der richtigen Auffassung der Gründerinnen einem solchen Heim eignen muss. Dank dem Entgegenkommen der Behörden gelangte der Frauenverein in den Besitz passender Räumlichkeiten für ein zweites Heim. Der Staat erwarb sich ein geeignetes Haus mit Spielplatz und grossem Pavillon an der Johanniterstrasse, richtete es zweckdienlich ein und vermietet es nun dem Frauenverein, der für sein Unternehmen eine ansehnliche staatliche Subvention geniesst. — Heute steht das zweite Heim im vollen Betrieb. — Was ist eigentlich ein Tagesheim, fragen vielleicht Leserinnen, welche diese Einrichtung noch nicht kennen? Die Basler Tagesheime bilden Unterkunftsstätten für Kinder — schulpflichtige und vorschulpflichtige — deren Eltern tagsüber ausserhalb der Familienwohnung arbeiten. Sie dienen keineswegs der Bequemlichkeit, sondern stehen nur solchen Bevölkerungskreisen offen, die gezwungen sind, dem Erwerb nachzugehen, oft in stundenweite Entfernung, wie das in Großstädten, in industriellen Zentren vielfach der Fall ist. Ein kleines Kostgeld, das die Eltern zu entrichten haben, sorgt dafür, dass diese sich ihrer Pflicht und Verantwortung den Kindern gegenüber bewusst bleiben. Es gehen auch Kinder im Heim ein und aus, für welche Korporationen oder private Wohltäter die Kosten tragen.

Früh am Morgen öffnen sich die Pforten des Heims — denn die Wäscherin, die Fabrikarbeiterin, die um sieben Uhr auf ihrem weit weg gelegenen Arbeitsplatz antreten muss, ist genötigt, ihre Kleinen im ersten Morgengrauen herzubringen. Warme, helle, gemütliche Räume nehmen die Kinder auf; alles ist durchwegs praktisch und solide eingerichtet; doch fehlt selbst künstlerischer Wanderschmuck nicht. Da hängen die Ärmelschürzen, mit denen die Heimkinder eingekleidet werden; hier stehen Schränke voll Spielsachen, dort ein Fächergestell, wo jedes der Kinder die von daheim mitgebrachte Brotration im sauberen Täschchen

oder in der Papierdüte unterbringt. — Waschgelegenheiten für das kleine Volk sind auch da, und in bestimmten Zwischenräumen wird ein Badetag abgehalten. In der blitzsauberen Küche brodet ein schmackhaftes Kindermahl, das zur Sommerszeit im Pavillon verspiesen wird. — Im obern Stockwerk finden sich Schlafräume, wo die kleinen Frühaufsteher ihr Mittagsschläfchen abhalten. — Die grössern Kinder gehen vom Heim aus zur Schule; die noch nicht schulpflichtigen füllen ihre Zeit mit Stricken, Fröbelarbeiten und Spielen aus. — Es bedeutet keine leichte Aufgabe, 30—40 Kinder vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein zu beaufsichtigen, zu beschäftigen, zu erziehen. Neben den Kräften, welche sich ständig dem Heim widmen, stellen sich freiwillige Helferinnen in den Nachmittagsstunden zur Verfügung. Junge Mädchen, welche den Drang fühlen, sich in ein bestimmtes Gebiet der Wohlfahrtspflege einzuarbeiten, finden im Heime Gelegenheit, ein weibliches „Dienstjahr“ zu absolvieren. — Wir möchten jeder grössern Stadt ein Tagesheim nach dem Muster der Basler Heime wünschen!

J. Mz.

Langnau. *Jahresbericht 1916/17.* Wie üblich, wurde die Hauptversammlung der Sektion Langnau mit einer Handarbeitsausstellung unserer Fortbildungsschülerinnen verbunden. Unter dem Vorsitz unserer Präsidentin, Frau Thekla Probst, nahm die gut besuchte Versammlung einen anregenden, lebhaften Verlauf. Die Vorsitzende berichtete über die Vereinstätigkeit des verflossenen Jahres:

Die Soldatenfürsorge bildete nicht mehr, wie bei Kriegsausbruch, unser hauptsächlichliches Arbeitsfeld. Es blieb uns noch Zeit zu anderem.

Mit einigem Stolz dürfen wir auf die Entwicklung unserer *Heimarbeitsfürsorge* zurückblicken. Die Gründerinnen der Sektion Langnau haben vor einigen Jahren mit keckem Wagemut dieses Werk begonnen, ohne Kapital, mit einem bescheidenen Anleihen. Sie haben sich als geschäftskundige Frauen ausgewiesen. Heute ist aus dem kleinen, schüchternen Anfang ein blühendes Geschäftchen geworden. Im verflossenen Jahre wurde ein hübsches Verkaufslokal gemietet und eine Verkäuferin angestellt. Es ist eine Freude, den schon geordneten Laden zu betreten, wo hochgeschichtet die sauber genähten Wäschestücke, Zierschürzen und Strickwaren auf die Käuferinnen warten. Auf dem Tische klappern Messstab und Schere. In stummer, emsiger Geschäftigkeit hantieren dort unsere Frauen aus der Heimarbeitskommission als Zuschneiderinnen. Sie empfangen die Arbeitsuchenden, sie kontrollieren peinlich genau die eingegangene Arbeit und suchen auf pfuschende Heimarbeiterinnen erzieherisch einzuwirken. Im abgelaufenen Geschäftsjahr wurde für Fr. 4600 Rohmaterial angeschafft und Fr. 3200 Arbeitslöhne ausbezahlt.

Auch die anderen Zweigkommissionen haben ihr Möglichstes getan.

Die Frauen vom „*Leseabend*“ und vom „*Armenabend*“ verteilten Unterstützungen im Werte von Fr. 1000 an arme Frauen. Der neugegründete *Kindergarten* erfreute sich eines starken Zudranges. Die Besoldung der Lehrerin konnte etwas erhöht werden, ist aber immer noch zu niedrig.

Im Dezember erhielt Langnau *deutsche Internierte*, die zur Nachoperation ins Krankenhaus und zur Kur ins Institut Camenzind kamen. Unser Verein sorgte für eine bescheidene Weihnachtsfeier mit nützlichen Geschenken. Er übernahm auch das Flickern und Erneuern der Wäsche für die Patienten.

Im Sommer 1916 wurde eine von Frl. Frida Lauterburg entworfene Karte in 5000 Exemplaren verkauft und aus dem Ertrag konnten fünf Kinder zwei

bis drei Monate nach „Maison Blanche“ und Heiligenschwendi geschickt werden. Damit war der Anfang zu der *Jugendfürsorge* gemacht. Auf Antrag der Präsidentin wurde nun an der Hauptversammlung eine siebenköpfige Kommission gewählt, welcher die Aufgabe zufällt, sich der durch Unterernährung gefährdeten Jugend anzunehmen.

Am 13. Januar liessen wir zusammen mit dem Lehrerinnenverein eine Referentin kommen, die unserem, in dieser Hinsicht konservativen Langnauer Publikum einen glänzenden Vortrag zugunsten des *Frauenstimmrechtes in Gemeindeangelegenheiten* hielt. Frl. Dr. Grütter sprach so überzeugend, dass sie recht hart gesottene Gegnerinnen zu der guten Sache bekehrte.

Wir dürfen auch erwähnen, dass an einem schönen Sonntage unsere Frauen die Haushaltungsschule „Schwand“ in Münsingen besuchten. Sie nahmen von der vortrefflichen Einrichtung der Schule und auch von dem lebenswürdigen Empfang den besten Eindruck mit.

Die Sektion Langnau suchte im vergangenen Jahre ihr Bestes zu tun. Auch das nächste Jahr wird Arbeit genug bringen. Ein vierter Kriegswinter steht uns wohl bevor. Immer spärlicher fliessen die Lebensmittelquellen aus den erschöpften Nachbarstaaten in unser übervölkertes Schweizerland. Da gilt es, alle Energie und allen Scharfsinn aufzubieten, um das Höchstmass der Selbstverproviantierung zu erreichen. Auf diesem Gebiete warten auch unserm Verein ernste Aufgaben.

Wissenschaft und Technik in der Hauswirtschaft.

Von Margarete Weinberg.

(Schluss.)

Als dann im folgenden Jahrhundert mit der Verwendung des Dampfes als motorischer Kraft das eigentliche Zeitalter der Maschine anbrach, konnte es nicht ausbleiben, dass dampfgetriebene Spinn-, Hechel-, Strickmaschinen und mechanische Webstühle mit ihrer beschleunigten und verbilligten Arbeit der Hauswirtschaft eine Reihe von produktiven Verrichtungen für immer entzogen, ohne freilich innerhalb derselben als Helferinnen Fuss zu fassen. Diese Rolle ist zunächst nur der von Menschenkraft in Bewegung gesetzten Nähmaschine, die Mitte des letzten Jahrhunderts nach Europa gelangte, zugefallen und dann im Laufe der Zeit auf andere handbetriebene Maschinen, beispielsweise die Teppich-, Wasch-, Passiermaschine usw. ausgedehnt worden. Erst neuerdings wird auch dem Familienhaushalt die Ersparnis von Menschenkraft durch Benutzung der Elektrizität zum motorischen Antrieb von Maschinen nahegelegt. Der kleine Elektromotor fungiert vor allem in Amerika, wo der chronische Dienstbotenmangel seine Verwendung besonders empfiehlt, als Antreiber vieler hauswirtschaftlicher Apparate. Desgleichen liefert die elektrische Steckdose in allen Kulturstaaten den Haushaltungen den für Beleuchtungs-, Heiz-, Koch- und Plätzwecke erforderlichen Strom und ermöglicht so die mannigfache Verwendung der verschiedensten elektrischen Gebrauchsgegenstände, von denen nach einer amerikanischen Statistik allein für die Union im vorigen Winter rund 6½ Millionen in Anspruch genommen wurden. In der durch die Volksspeisungen allgemein bekannt gewordenen elektrischen Grossküche bietet sich Gelegenheit, die dieser Betriebsform eigenen Vorzüge der Rauchlosigkeit, Reinlichkeit und Arbeitsersparnis gebührend zu würdigen. Mit ihnen erscheint vorläufig der Höhepunkt

dessen erreicht zu sein, was die Technik der Hauswirtschaft zu bieten vermochte. Ihre nächste Aufgabe wird darin bestehen müssen, Bezug und Anwendung der elektrischen Geräte und Apparate derart zu *verbilligen*, dass sie immer breiteren Volksschichten, besonders aber den durch Berufsarbeit zu möglicher Zeit- und Kraftersparnis bei der Erledigung ihrer häuslichen Pflichten genötigten Frauen zugute kommen. Nur so werden diese in der Lage sein, die berechtigten Ansprüche der Familie auf eine gesunde und behagliche Häuslichkeit zu erfüllen.

Aber doch nicht allein mit Hilfe der Technik, die ja die menschliche Arbeit nicht erübrigt, sondern nur vergeistigt; die freilich eine Reihe von Verrichtungen übernehmen, nicht aber die ihnen zu grunde liegende Denkarbeit leisten kann. Dass diese Denkarbeit im wesentlichen Gedächtnisarbeit war, als die Hauswirtschaft lediglich auf den traditionellen Erfahrungen früherer Generationen beruhte, mochte hingehen, solange die Voraussetzungen die gleichen blieben wie die der Vergangenheit. Doch hat der im Laufe des 19. Jahrhunderts sich vollziehende Übergang des Deutschen Reiches vom Agrar- zum Industriestaat mit seinen gänzlich veränderten Ein- und Ausfuhrverhältnissen, seiner Scheidung der Bevölkerung in Konsumenten und Produzenten, in Stadt- und Landbewohner, ferner die durch die Entwicklung des Verkehrswesens ermöglichte Verwendung von Erzeugnissen fremder Länder für die Volksernährung so bemerkenswerte Wandlungen in der Lebensweise unseres Volkes gezeitigt, dass schon diese Tatsache eine Neuorientierung der Hauswirtschaft erfordern würde, auch wenn die beispiellose Entwicklung der Naturwissenschaften und ihre Rückwirkungen auf das tägliche Leben eine solche nicht als unerlässlich erscheinen liessen. Konnte die Erforschung gewisser chemischer Prozesse die bis dahin rein empirisch betriebene Gewinnung des Essigs, der Stärke, der Seife usw. entscheidend beeinflussen und mit der verbilligten Herstellung grosser Mengen dieser Produkte ihre Verwendung im Haushalt erheblich steigern, so brachte die Entdeckung des Sauerstoffs Aufklärung in die Vorgänge beim Heizen und damit die Möglichkeit einer durch rein technische Verbesserungen nicht zu erzielenden restlosen Ausnutzung des Feuerungsmaterials, die zugleich der gesundheitsschädlichen Russentwicklung entgegenarbeitet. Eine eingehende Erforschung der für die Zersetzung organischer Substanzen massgebenden Faktoren, der Lebens- und Abtötungsbedingungen von Bakterien, Gärungs- und Schimmelpilzen gestattete die Anwendung besserer Konservierungsmethoden für Nahrungsmittel und die Beschaffung einwandfreien Trinkwassers, eine Aufgabe, der die mechanischen Filter mit ihrer ausschliesslichen Beseitigung von Schwebestoffen sich nicht gewachsen gezeigt hatten. Die Einsicht in die bei der Ernährung im menschlichen Körper sich abspielenden Vorgänge, die Entdeckung der Beziehungen zwischen Sauerstoffaufnahme und Nahrungsmittelverbrauch u. a. m. bildeten die Voraussetzung für die künstliche Herstellung von Nahrungsmitteln, wie sie zunächst Liebig gelingen sollte und in den folgenden Jahrzehnten von seinen Nachfolgern in immer grösserem Umfange betrieben worden ist, besonders um in kritischen Zeiten Ersatz für knapp werdende natürliche Nährstoffe zu beschaffen. So geht bekanntlich die Erfindung der Margarine durch Mège-Mouriès im Jahre 1869 auf eine Anregung Napoleons III. zurück, der voraussah, dass die Landwirtschaft bei der Fettversorgung der Bevölkerung allmählich versagen würde. Die Verwendung des getrockneten Hühnereies sowie des Blutes der Schlachtthiere für Ernährungszwecke, auch die Herstellung von künstlicher Milch gelang den fran-

zösischen Chemikern im Jahre 1870 während der Belagerung von Paris, die auch dem „Vater der Kälteindustrie“, Charles Tellier, die erste Anregung gab, die künstliche Kälteerzeugung für die Riesenaufgaben der Proviantbewahrung auszunutzen.

Die Leistungen unserer chemischen Industrie auf dem während des gegenwärtigen Krieges so bedeutungsvollen Ernährungsgebiete sind allgemein bekannt und gewürdigt. Dass sich freilich unter der Fülle des Gebotenen zuweilen auch recht wertlose Präparate befinden, lässt den von weiten Bevölkerungskreisen geteilten Wunsch gerechtfertigt erscheinen, es möge recht bald eine zuverlässige Prüfungsstelle ins Leben gerufen werden, welche jedes neue, der menschlichen Ernährung zuge dachte Fabrikat auf Grund einer Mindestforderung an Nährwert und Wohlgeschmack begutachtet und erst bei befriedigendem Befunde für den Verkauf freigibt. Auf solche Weise würde das veraltete, unwirtschaftliche, für jeden Haushalt zu wiederholende Ausprobieren „auf eigene Rechnung und Gefahr“ vermieden, welches auch viele Hausfrauen davon abschreckt, hauswirtschaftliche Neuerungen technischer Art, selbst wenn sie eine wesentliche Erleichterung der Arbeit versprechen, in ihrer Wirtschaft einzuführen. Eine etwa von Hausfrauenvereinen zu schaffende Prüfungsstelle auch für derartige Fabrikate wäre demnach die zweite Brücke, welche die ständige Verbindung zwischen Technik und Wissenschaft einerseits, Hauswirtschaft andererseits herstellen könnte. Die dritte bilden die von diesen Vereinen zur Vertiefung der hauswirtschaftlichen Frauenbildung veranstalteten Vorträge, Führungen und Ausstellungen, welche dazu bestimmt sind, das Interesse der Hausfrauen für die Fortschritte der Gesundheitslehre, die Fragen der Bevölkerungspolitik, Volkswirtschaft und sozialen Fürsorge zu beleben und in ihnen die Überzeugung zu wecken, dass ihre tätige Mitarbeit bei der Lösung dieser Probleme für das Wohl der Gesamtheit ebenso unerlässlich ist wie eine den Fortschritten von Technik und Wissenschaft Rechnung tragende Haushaltführung für das Gedeihen der Familie, für die eigene Weiterentwicklung und Befreiung von überflüssig gewordener Arbeit, an deren Stelle in naher Zukunft neue zeitgemässe Aufgaben treten und das Einsetzen der verfügbaren Kräfte gebieterisch fordern werden. (Aus der „Frauenfrage“.)

Die Brotkarte.

Plauderei von *Marie Steiger-Lenggenhager*.

Wie ein Gespenst stand die Brotkarte wochen- und monatelang an unserm wirtschaftlichen Horizont und wie ein Alpdruck liegt sie nun auf der grossen Menge. Hans kann nicht mehr seine zwölf handlichen Stück Brot im Tag verteilen und der Hausherr muss in noch härteres Brot beissen, damit es besser ausgibt, und schimpfte doch schon so weidlich, als das anderthalbtägige zum erstenmal auf den Tisch kam. Gretli muss sich auch zur Rinde bequemen und kann nicht mehr nur das Weiche herausgrübeln. Es wird nicht mehr alle drei Wochen die Milchfrau ihren Korb mit alten Brotrinden für die Hühner von den Kunden mit nach Hause nehmen und in den Schultaschen der Kinder werden die alten Brocken verschwinden. Vielleicht wird auch jene Mutter ihre Kinder nicht mehr schrecken mit der Drohung: „Sonst gibt's nur trocken Brot“, und mancher verwöhnte Gaumen wird lernen, es auch ohne Aufstrich oder Wurstbelag zu schätzen. Denn das Brot, das rauhe schwarze Kriegsbrot, ist von der

missachteten Küchenmagd zur Respektperson aufgerückt, deren Erscheinen allzeit begrüsst, an der nicht gemäkelt wird. Und eines hatten wir ja eigentlich gewünscht, um ihr und uns diese Ehrenstellung voll zu Gemüte zu führen: dass sie auch Alleinherrscherin wäre und dass nicht neben ihr aus der Versenkung der Konditerteigschüssel „brotmarkenfrei“ all die alten Leckereien auf den Porzellanschalen wieder prangten als Gaumenkitzel oder Chummerz'hülf für alle jene, die den Ernst der Zeit immer noch nicht erfassten und im Angesicht der grossen Not des Volkes immer noch Geld für solchen Luxus übrig haben.

Doch gibt es viele Leute, denen die Brotkarte keine Einschränkung bedeutet, viele, die sie nicht einmal aufbrauchen, sei es, dass sie überhaupt von einem gütigen Geschick, vor allzu grossem Brothunger, verschont blieben, sei es, dass kleinere Kinder das Brotbudget entlasten, oder dass von jenen brotmarkenfreien Herrlichkeiten ausgiebiger Gebrauch gemacht wird, dass recht- oder unrechtmässig angesammelte Vorräte an andern Nahrungsmitteln das Brot ersetzen oder die Ration vervollständigen. Viele mögen also mit ungläubigen oder zum mindesten erstaunten Mienen den Schrei nach Brot vernehmen. Ist er etwa doch unberechtigt?

Als ich neulich auf der Kanzlei zu tun hatte und ein kleines Weilchen warten musste, da andere vor mir waren, da konnte ich in der Zeit von fünf Minuten folgendes hören: Eine Frau, die es eilig hatte, denn sie kam mitten aus der Arbeit heraus, nur so rasch rasch, dringlich bittet sie: „Nicht wahr, bitte bitte, ich kann doch eine Zusatzkarte erhalten für meinen Mann, er ist Gärtner und hat viel strenge Erdarbeit und sein halbes Pfund reicht bei weitem nicht.“ „Gärtner? Gärtner bekommen keine Zusatzkarte.“ Sie darauf noch schüchterner: „Dann ich wohl auch nicht? Ich bin Glätterin mit neun Stunden Arbeitszeit und wäger wäger i ma nid gcho.“ Ein bedauerndes Zucken der Achseln bei dem Beamten und mit der Schwerfälligkeit der Enttäuschung schleicht sich die Frau hinaus. Eine andere: „Der Mann ist Weichenwärter und muss bei Sturm und Regen draussen sein, und er ist immer so hungrig, wenn er heimkommt, er *muss* eine Zusatzkarte haben.“ Diesmal ein gutmütig-spöttisches Lächeln: „Ja seht, gute Frau — und die Briefträger? Sie bekommen auch keine.“ Wieder eine enttäuschte Seele. — Eine behäbige resolute Gestalt drückt sich an den Schalter: „Ich hab Seminaristen am Tisch, die haben alle Abend ihre Lampe brennen bis Mitternacht und schwere Arbeit haben sie auch, und wenn sie nicht mehr Brot bekommen, so kann ich sie nicht erfuttern; das weiss doch jedes Kind, dass solches Volk essen mag.“ Diesmal ein helles Lachen als Antwort, das sich auch auf die Zuhörer fortpflanzt. „Freilich, Frau, dass Ihnen die Arbeit manchmal schwer fällt, das glaub ich schon, aber deshalb sind's halt noch lange keine Schwerarbeiter.“ Brummend zieht die besorgte Pensionsmutter ab. Leider kam ich nun an die Reihe, ich hätte gern dem Schauspiel noch länger zugehört.

Aber ich wusste nun: einem grossen Teil des Volkes und am meisten gerade jenen Unbemittelten, die sich tapfer dagegen wehren, die Hilfe der Gemeinde in Anspruch zu nehmen, die auf das Brot angewiesen sind, denn es gehört trotz dem hohen Preis immer noch zu den billigsten Nahrungsmitteln, gerade diesen Leuten bedeutet die Brotrationierung scheinbar eine Kalamität und ein empfindliches Opfer. Wie würde es bei uns sein?

Zuhause ging's flugs hinter Brotlaib und Wage. 250 g, nochmals und nochmals, für jedes seine Tagesration. „Nun wollen wir einmal schauen, Kinder,

wie weit jedes damit reicht.“ Halb belustigt, halb wehmütig werden die paar Schnitten in Empfang genommen — du liebe Zeit, fast so viel hatte man ja sonst in sein Z'nünisäcklein eingepackt, und richtig mussten denn auch lange vor Abend Mutter und Schwester dem Buben zuhilfe eilen — wie erst, wenn der Vater, der an der Grenze stand, auch wieder mithielt, er, der so gar keine Anlage zum Hungerkünstler besitzt! Das war sicher, es hiess den Brotkorb höher hängen — man tut das als Mutter nicht gern.

Wie aber, wenn einem nun von besorgter verwandtschaftlicher Seite oder von Bedürftigen, die ein kleines Verdienstchen herausschlagen wollen, eine Brotkarte zur Verfügung gestellt würde? — Denkbar ist es ja. Nun, dann soll man eben zugreifen mit beiden Händen, solchen Glückspilzen ist dann geholfen. Aber es sei verboten, die Brotkarte unübertragbar? Wer wird sich darum kümmern, es braucht's ja keiner zu erfahren, so wenig wie die andern kleinen Heimlichkeiten und Umgehungen, die die vielen unbequemen Vorschriften der letzten Zeit mit sich brachten und die man ja auch niemanden auf die Nase bindet.

Ich meine aber, es gibt doch für anständige Menschen noch eine andere Gerichtsinstanz als die am leibhaftigen grünen Tisch, eine, die unter Umständen ein noch viel schärferes Kreuzverhör anstellt als der gewiegtste Staatsanwalt. Pflegt man nicht etwa Kinder, die sich nicht gut aufgeführt haben, für eine Weile allein in einem Zimmer sich selbst zu überlassen, damit sie sich „besinnen“ über das Unartige ihrer Handlungsweise? Aber manchmal täte es auch einer Hausfrau gut, wenn sie unversehens in jenes Zimmer geschoben würde, um sich zu „besinnen“ um nicht mit dem Richter, aber mit ihrem eigenen Gewissen Zwiesprache zu halten. Sie würde dann vielleicht zur bessern Einsicht kommen, dass alle diese kleinen Mogeleyen eben doch ein Unrecht bedeuten am Volksganzen, würde sich vielleicht sogar mit den Kindern darauf einigen, dass man es nicht eigennützigweise besser haben wolle, als alle andern und dass man die Brotkarte ihrem rechtmässigen Besitzer wieder zurückgeben wolle.

* * *

Überhaupt, wollen wir uns nicht vielleicht einmal die Kehrseite der Brotkarte ansehen? Oho, da ist nichts drauf; also doch noch einmal die Druckseite, bei langem Ansehen entdeckt man oft noch etwas Neues. Nein, nichts Neues. 250 g, 50 g, 25 g Brot, 190 g Mehl usw. — furchtbar klar und einfach. Für jede Marke gibt's so und so viel Gramm Brot, Kriegsbrot. Und wenn jemand mehr will? Gibt's nicht. Und wenn er was draufzahlt? Gibt's nicht. Wenn er aber hundert Franken auf den Tisch legt, oder tausend? So bekommt er kein Gramm mehr. Und wenn er weisses Brot will statt Kriegsbrot und will's bezahlen? Gibt's auch nicht. Aber der arme Mann mit seiner Schar Kinder, die er in diesen teuren Zeiten ohne fremde Hilfe nicht durchbringt, der bekommt mehr, täglich 100 g mehr als die andern, für sich und jedes seiner Kinder, darum, weil sie sich nicht an andern Dingen sattessen können.

Und nun sagt einmal: ist es nicht eigentlich etwas Herrliches um die Brotkarte? Die kühnste Schwärmerei für Menschenrechte, für Gleichheit und Brüderlichkeit hätte so etwas noch vor drei Jahren nicht für möglich gehalten. Hat die Brotkarte nicht in gewissem Sinne einen jahrhundertalten Traum des armen Mannes erfüllt? Ist mit ihr nicht endlich in diesem einen Fall dem Mammon, dem Meister aller Dinge, ein Halt geboten? Machen wir uns einen Augenblick klar, wie es in Bälde kommen müsste oder wie es schon gekommen

wäre, wenn wir keine Brotkarte, keine Reis-, Teigwaren-, Zuckerkarte usw. hätten, wenn nicht die Behörden vorsorglich (und doch leider oft etwas spät) eingegriffen hätten in die Freiheit des Handels: Hungersnot und Elend, wie sie nur je ein Krieg im Gefolge gehabt, wären das Los des Unbemittelten. Betrachten wir die Brotkarte als eine Wohltat, nicht als eine Schikane. Nehmen wir sie in Empfang, wie es sich für eine Wohltat gebührt, bescheiden und nicht in weiterm Masse, als wir ihrer wirklich bedürfen. Die Auftritte, die sich einmal wieder in Bäckereien und Konditoreien abgespielt haben sollen in den letzten zwei Tagen des Monats, wo jeder noch schnell seinen Brotkartenstamm von der letzten Marke befreit haben wollte und darum in den Neid hinein Brot und Kuchen kaufte, nur um ja der Allgemeinheit nichts zu schenken, haben leider wieder ein beschämendes Licht auf den Gemeinsinn und die Vaterlandsliebe breiter Massen, auch „höherer“ Schichten, geworfen.

Nein, wir dürfen die Brotkarte nicht nur kurzzeitig als Einzelerrscheinung, wir müssen sie aus der Entfernung und in grösserm Zusammenhang betrachten. Dann ist sie nicht mehr Dornenkrone, sondern eine Rose, wenn auch eine stachelige, die aus notgetränktem Boden erwachsen ist als Ausdrucksform unserer Zeit und als Sinnbild einer neuen Zeit, neuer Einstellung zu den Werten des Lebens, als eine Vorläuferin für die Umwertung der Dinge, die dieser Krieg endlich im Gefolge haben *muss*.

Vor 400 Jahren hat der grosse Reformator seine Thesen in die Welt hinausgeschleudert gegen einen Fluch, der auf der Menschheit lastete und sich als ein Segen gebärdete, gegen den Ablasszettel, den jeder kaufen konnte und der ein Anrecht gab auf ein Stück Seligkeit, auf das höchste geistige Gut jedem, der es kaufen konnte mit seinem guten Geld. Luther lehrte in heiligem Zorn, dass kein Ablass im geringsten fromme ohne Bussfertigkeit, Reue, ohne innere Umkehr.

Mir scheint, von jener Ablasskrämerei und Luthers Thesen führt eine gerade Linie herüber zu unserer Brotkarte. Haben wir nicht Ursache, dankbar zu sein, dass es nicht mehr ist wie es damals war, wo man mit Geld sich in den Himmel einkaufen konnte, sondern dass einer wohl im Golde schwelgen, sich aber damit nicht einmal ein Stück Brot erzwingen kann? Auch für die Brotkarte gilt: nur so wir ihren *Geist* erfassen und ihren *Sinn* befolgen, werden wir ihres Segens teilhaftig werden. Und wie jene Tat Luthers nicht eine zufällige, aus dem Augenblick und für den Augenblick geborene war, sondern eine aus dem Zeitgeist naturnotwendig gewordene, die in der Folge weit über sich selbst hinauswuchs zu einer mächtigen religiösen und politischen Bewegung, die eine Zeit des lebendigen Geistes statt toten Buchstabens heraufbeschwor, so ist unsere Brotkarte nicht an sich ein Ereignis, sondern muss gewertet werden als Vorläuferin einer neuen grossen, *sozialen* Bewegung, einer neuen *sozialen* Kultur. Sie verkörpert einen grossen *Gedanken*, und selbst, wenn sie nachher wieder verschwinden wird, der Geist, der sie geboren hat, wird weiter wirken, der Gedanke, den der grosse Nazarener ausdrückte mit den Worten: „Wer zwei Mäntel hat, der gebe dem einen, der keinen hat.“

Mit furchtbar rauhem Besen ist der Krieg über Europa hingefahren und unerbittlich wischt er Menschenleben und Kulturgüter hinweg wie welches Laub, aber auch all das Faule, all den Schmutz und den Staub, all die Scheinkultur, die über unserem sozialen Leben lagen und, geheiligt von Tradition und Vorurteilen, ein unantastbar Dasein führten. Wie Luthers Tat der Anfang war zu

einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, so wollen wir die jetzt als unangenehm empfundenen Einschränkungen betrachten als Tor zu einer Reform unseres gesellschaftlichen Daseins, von Entartung und Verkehrtheiten zur Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit.

Gezeichnet.

Von *Martha Niggli*.

Harald stammte aus guter Familie. Sonst hätte er nicht Harald geheissen. Er war ein lieber Bub, blond, blauäugig, mit Ringellocken, und seine Mutter, die stolz auf so viel Schönheit war, kleidete ihn mit einem weissen Hängerröckchen, das auf den Achseln kornblumenblaue Schleifen trug. Im Kinderwagen konnte Harald nicht behalten werden. Er hatte zu viel Temperament. Herr Egger liess den Schreiner kommen. Der fertigte ihm einen kleinen Pferch, den man auseinandernehmen und im Garten, im Wald, überall wieder aufstellen konnte, und darin Harald nun herumtobte und an dessen Wänden Laufübungen machte. Es war eine glorreiche Erfindung, für den Knaben unterhaltsamer als irgend ein blödsinniger Laufstuhl, und er fühlte sich darin so wohl wie so ein hübsches, rosiges, tolpatschiges Ferkelchen, das sich im warmen Sande dreht und sich der Sonne und des Lebens freut.

Ich führe dies an, weil Leute, die in ihrem persönlichen Leben nie gefehlt, später den armen Eltern den Vorwurf machten, sie hätten ihren Sohn schon von Kindesbeinen an zu wenig streng gehalten. Lieber Gott, warum soll eine Mutter nicht stolz sein dürfen auf ihr reizendes Kind und es nicht in ein weisses Kleidchen mit Kornblumenschleifen stecken? Und warum soll ein Vater seinem Sohn nicht einen kleinen Kälberpferch anfertigen lassen, wenn es ihnen beiden doch solches Vergnügen bereitet? Ich glaube, weder das Kleid noch der Pferch war schuld, dass Harald später „fehl schlug“, wie die Leute sagten.

Harald hatte zwei ältere Geschwister und bekam in der Folge noch zwei jüngere dazu. Das älteste und die beiden jüngsten waren Mädchen. Die zählten für ihn also nicht. Der zweitälteste war ein Knabe wie Harald. Aber er war leider nicht so intelligent wie Harald und musste darum später sehr solide sein, um in der Schule nachzukommen. Das passte Harald schlecht. Er suchte sich deshalb andere Kameraden aus, mit denen er sich siegreich um Schaufel, Spaten und Harke schlug, damit sie sich am Hügel Burgen und Festungen aufzubauen pflegten. Da er die Schlacht stets gewann, kam es ihm allmählich als selbstverständlich vor, dass jedes Ding, wonach ihn ein Gelüsten ankam, ihm auch gehörte. Die andern fanden es schliesslich auch selbstverständlich. Er war der grösste, der schönste, der stärkste. Darum musste ihm alles gehören. Er war aber nicht roh. Es lohnte sich, sein Freund zu sein. Eggers bekamen oft Besuch. Der brachte den Kindern Kuchen und Leckereien mit. Besuche fand Harald wie andere Kinder meist langweilig. Er stopfte sich von den mitgebrachten Dingen die gesunden Bäckentaschen voll, wanderte aus dem Bereich der Langeweile und verteilte den Rest unter seine Kameraden. Wer Haralds Freund war, hatte gewöhnlich auch keinen Feind. Das war in diesem Fall zu gefährlich.

In der Nähe wohnte eine alte, vornehme Dame, deren Enkelsohn mit Harald in derselben Klasse sass. Eines Tages gingen die beiden mitsammen über Feld. Es war eben die Zeit der Herbstsaat. Ein Schwarm Krähen liess sich auf einen

Acker nieder und begann, Ernte zu halten. „Wenn ich eine Pistole hätte, so wollte ich sie alle miteinander treffen,“ prahlte Harald, die Hände in den Hosentaschen wie ein Mann. „Kannst du denn schiessen?“ fragte Erich neugierig. „Natürlich,“ versicherte Harald abermals, „warum sollt ich gerade das nicht können? Mein Vater hat doch eine Pistole; aber ich kann sie nur nehmen, wenn er fort ist und die Mutter auch aus ist. Schade, dass ich keine eigene habe.“ „Aber du könntest dir doch eine kaufen. Ich wenigstens hätte genug Geld in der Kasse dafür.“ Harald sah ihn von oben herab an. „Meinst du, ich nicht auch? Aber kannst dir einbilden, dass ich daraus eine Pistole kaufen kann! Sie — er machte dabei mit dem Kopf eine rückwärts deutende Bewegung — hätten ja Angst, ich könnte mich erschiessen.“ Erich sah verwundert zu Harald auf. „Warum nimmst du das Geld nicht einfach? Es ist doch dein Geld.“ Harald warf dem kleinern Kameraden wieder denselben Blick von oben herab zu wie vorhin. „Warum nimmst *du dein* Geld nicht? Es ist doch auch das deine.“

Sie fanden nun beide heraus, dass eine Pistole etwas höchst Begehrtes und alte Leute eklig ängstlich seien. „Was kostet wohl eine Pistole?“ fragte Erich. Harald zuckte die Achseln, die Hände noch immer in den Hosentaschen. „Zehn Franken mindestens,“ machte er in überlegenem Ton, „was darunter ist, ist Schund.“ „Soviel könnte mir Grossmama jeden Tag geben, wenn sie wollte,“ versicherte Erich stolz. „Du hast keine Ahnung, welche Unmenge von Banknoten sie manchmal von der Post bekommt.“ „Aber für eine Pistole gibt sie dir sicher nichts,“ setzte Harald hinzu, „da kannst du Gift darauf nehmen.“ „O, ich würde nur nicht sagen, wofür ich die zehn Franken wollte.“ Harald warf ihm wieder einen Blick zu, der deutlich sagte: „Bist *du* aber dumm!“ Allein Erich bemerkte diesen Blick kaum, sondern verfolgte jetzt einen bestimmten Gedanken. „Wenn du zu mir kommst,“ sagte er, „so will ich dir die Banknoten zeigen. Ich weiss, wo sie sie aufbewahrt.“ Sie würde nicht einmal merken, wenn eine fehlte.“ Harald bog die Schultern nach vorn, um dadurch irgend einen Zweifel auszudrücken. „Ach, nehmen kann man doch nicht gut eine, obwohl so eine feine Pistole — weisst du, so eine blaue wollte ich — obwohl das eine verdammt feine Sache wäre.“

In diesem Moment flogen die Krähen, durch irgend ein bedrohliches Zeichen erschreckt, auf. Und weder Harald noch Erich hatte eine Pistole! Ach, wie herrlich wäre das! Piff, paff! Eine nach der andern würde tot zur Erde plumpsen! Was für grosse Vögel die Krähen sind! Fast wie Adler! Man könnte sie ausstopfen!

Erich warf die Arme in die Luft. „Gwaagg — gwaagg!“ krächzte er. Harald riss ihm die Arme zurück, „Still!“ befahl er, „sonst kennen sie uns, wenn wir sie dann schiessen wollen.“

Die alte Dame hatte wirklich viele Banknoten in ihrer Kassette. Sie merkte sicher nichts, wenn man eine davon nahm. Und noch weniger merkte sie es, wenn man zwei von den vielen Fünffrankenstücken nahm. Draussen taten die Krähen immer toller, hatten sicher bald den ganzen Acker kahl gefressen. Eine Vogelscheuche mit Spiegelstückchen, die sich im Winde drehten, das war doch nichts! Aber eine Pistole, eine Pistole! Hei, die würden fallen!“

„Nimm nur eine!“ sprach Erich tröstlich, „sie hat ja noch viele. Ich will indes den Deckel hochhalten.“

Ja, warum sollte Harald nicht nehmen? Die Spaten und Harken am Sandhügel hatte er ja auch stets genommen, wenn es ihn danach gelüstet hatte.

Freilich, das war schon was anderes; denn die hatte er stets wieder zurückgegeben. Zwei Fünffrankenstücke — —? Das Wort Diebstahl hatte er schon öfters gehört in Verbindung mit Holz, Wurstwaren und Millionen, in Verbindung mit zwei Fünffrankenstücken niemals. Überdies besass die Grossmama deren so viele, und auf dem Acker flogen so viele Krähen, und all die Krähen frassen den Bauern die Frucht weg — — —

Die alte Dame war nicht so vornehm, wie sie aussah! denn sie machte ein grosses Geschrei. Natürlich erstattete Herr Egger den Betrag sogleich wieder zurück. Er hätte der empört moralisierenden Grossmama am liebsten den Mund mit einer Tausendernote zugepflastert. Da er aber ein Gentleman und sie überdies im Recht war, so vergriff er sich nicht an ihr, sondern an seinem Jungen, und walkte ihn, wie recht und billig, tüchtig durch. Harald ging aus dieser Prügelei ziemlich verdutzt und sogar reumütig hervor. Nur die alte Dame um Verzeihung bitten, das tat er nicht; denn sie hatte ihm schon vorher gesagt, dass sie ihren Erich von nun an natürlich nicht mehr mit einem Dieb verkehren lasse. Harald war aber kein Dieb, das wusste er genau; denn er hatte weder Holz noch Wurstwaren noch Millionen geraubt, sondern er hatte bloss die Krähen von den Feldern schiessen wollen, und das war etwas sehr Nützliches. Sein Instinkt, der schon von den Eltern her einige Moralbegriffe in sich trug, sagte ihm allerdings, dass bei dieser Logik irgend etwas nicht stimmte. Aber da er immer wieder die Schädlichkeit der Krähen dagegen hielt, auch ihre Schönheit, wenn sie ausgestopft wären, so beruhigte er sich verhältnismässig bald.

Nun, Harald war jetzt verprügelt, und die Grossmama hätte gut daran getan, ihren Erich ebenfalls zu verprügeln und das Geld einzuschliessen, wenn ihre Taler auf die Jungens doch einen solchen Reiz ausübten wie Zuckerstückchen auf kleine Mädchen. Statt dessen aber stellte sie ihrem Enkel vor, dass Harald von nun an ein Dieb sei und er sich nicht mehr von ihm verführen lassen dürfe. Erich machte ein braves Gesicht und brachte die Sache unter die Gassenjungen. Von denen vernahmen's ihre Mütter. Die erneuerten das Wehgeschrei und riefen, wenn es nicht ein „Herrensöhnchen“ beträfe, so käme die Sache vor die Schulpflege, vors Amt, selbst nach Lausanne vor Bundesgericht. Nun vernahm Harald selbstverständlich, dass er eigentlich verdiente, vor Bundesgericht geladen zu werden. Der Bundesrichter hätte ihm die blonden Locken gestreichelt, ihm eine väterliche Predigt gehalten, wegen der Pistolen- und Krähengeschichte ein wenig in sich hineingelacht und das Bürschlein wieder heimgeschickt. Harald kannte den Bundesrichter aber nicht. Wahrscheinlich war er ein Menschenfresser. Immerhin fürchtete er sich nicht sehr. In dem kleinen Städtchen, darin er wohnte, gab's keine höhere Behörde als die Schulpflege, und darin sass sein Vater. Der Vater aber war kein Barbar und strafte nicht zweimal.

Da Haralds Wohnort sehr klein war, wusste es bald das ganze Städtchen, dass er zehn Franken gestohlen hatte. Herr im Himmel! So ein Bub! Und zehn Franken! Der fängt gut an! Wenn's wenigstens nur um einen Fünfer gegangen wäre!

Mit Haralds schöner Originalität war's nun vorbei. Er war jetzt ein „Früchtchen“. Jedes Lausbubenstreichlein seines lebhaften Temperaments wurde nun von diesem Gesichtspunkt aus gemessen. Wenn die Verwandten kamen, so fragten sie in einem bedauernd salbungsvollen Ton: „Und wie geht es jetzt mit Harald? Macht er sich wieder?“ Dadurch verloren selbst die Eltern, welche

auch keine Psychologen waren, ihre Sicherheit. War das vordem eine heitere Luft gewesen, die Harald umgeben hatte!

Harald wuchs trotzdem tüchtig in die Höhe; denn er hatte genug zu essen. Das Wort „Dieb“ lag zwar immer im Grunde seiner Seele; denn er hatte es zu oft gehört, um es vergessen zu können; aber von derlei Dingen magert man nicht ab. Die Verwandten, die ihn vorher nur gelangweilt hatten, hasste er jetzt. Sie hielten ihm jetzt noch Moralpredigten, und endlich war er doch klug genug, selber einzusehen, dass er die Krähen hätte Krähen sein lassen und die zehn Franken nicht hätte nehmen sollen. Aber es war nun einmal so, und diese Leute hatten alle ein solch fabelhaft gutes Gedächtnis. Als er in die Sekundarschule ging, fragte er einen schwarz gekleideten Vetter, der, trotzdem er aus guter Familie stammte, Methodistenprediger geworden war, ob er die Jahreszahlen der punischen Kriege kenne. Natürlich wusste er sie nicht, „Etwas Nützliches weisst du selbstverständlich nicht, du Pharisäer,“ entgegnete Harald, „aber andere Dinge, die dich nicht brennen.“ Dies kleine Vorkommnis verstärkte nur die Predigtwut des Gottesmannes, so dass er sie jetzt auch auf Frau Egger anwandte, die ohnehin nervös und wenig widerstandsfähig geworden war infolge des jahrelangen „Kreuzes“.

Harald verliess die Alltagsschule. Er hatte in diesen langen Jahren nie mehr gestohlen, worüber man sich schwer verwunderte. Doch wusste man ja natürlich nicht alles! Er sollte jetzt als Lehrling in ein Bankinstitut eintreten; denn später würde er als Kompagnon im väterlichen Geschäft mitarbeiten. Da Herr Egger vermöglich war und einen eventuellen Schaden decken konnte, nahm man den Sohn in einem Bankgeschäft der benachbarten Stadt auf, trotzdem man sich vorher genau über dessen Leumund erkundigt hätte.

Harald blieb zwei Jahre dort, ohne zu stehlen. Die Gutgesinnten hatten zwar längst die Parole ausgegeben, dass man Jugendstreiche vergessen und den jungen Mann zu seiner guten Haltung beglückwünschen solle. Die andern aber, voran der Methodistenprediger, der seine Niederlage der punischen Kriege wegen nie vergass, lauerten förmlich darauf, dass „etwas geschehe“.

Da geschah wirklich etwas. Irgendwie und irgendwo fehlte ein kleiner Betrag. Die Lehrlinge wurden einzeln ins Gebet genommen. Jeder verwahrte sich gegen den Verdacht. „Egger hat in seiner Jugend schon gestohlen. Da wird er's jetzt noch viel weniger lassen können, wo die Versuchung so gross ist.“ Als der Direktor dieses Argument fünfmal gehört hatte, glaubte er selbst daran, nicht aus bösem Willen, sondern aus Suggestion.

Harald kam nach Hause, totenblass. Er erzählte die Geschichte sogleich seiner Mutter. Er liebte seine Mutter sehr, auch den Vater, aber die Mutter doch noch mehr. Sie sah sein schönes, flammendes Gesicht, und glaubte von der schlimmen Rede natürlich kein Wort. „Weil ich als kleiner Bub einmal eine unüberlegte Dummheit gemacht, darum will man mir jetzt mein ganzes solides Leben und meine Zukunft zerbrechen!“ rief er wild. „Das ist einfach schauderhaft! Ist es andern ebenso ergangen wie mir? Ist so die Welt? Was, was muss schon auf Erden gelitten worden sein! Und die, welche all das verschuldet haben! Ich wollte nicht sterben wie sie!“

Die Mutter hatte ihren Sohn noch nie so reden hören. Sie erschrak. Herr Egger fuhr gleich am andern Morgen nach der Stadt. Er hatte eine Unterredung unter vier Augen mit dem Direktor, sagte, dass er an die Unschuld seines Sohnes glaube, bezahlte aber den Fehlbetrag, um den Skandal zu verhüten.

Harald war jedoch zu jung und zu wild, um sich ungerächt beschuldigen zu lassen. Er fuhr ebenfalls nach der Stadt und stellte die ganze Bank auf den Kopf. Der Schuldige musste herausgebracht werden. Das stund bei ihm fest.

Er dachte nicht an Milderungsgründe für einen andern. Auch dazu war er zu jung. In diesem Alter stahl man nicht mehr. Er wusste nicht, dass es auch für einen Achtzehnjährigen Krähen geben kann, die man gerne schiessen möchte.

Er war kein Untersuchungsrichter und kein Detektiv. Darum brachte er nichts heraus. Auch war der Betrag ja bezahlt und die Untersuchung deshalb niedergeschlagen, denn man drückte ein Auge zu. Harald fand bald heraus, dass man mit dem Ersatz der Summe eine Dummheit gemacht, aus Gründen der Ehre. Aufgewühlt bis zum Äussersten machte er seinem Vater eine Szene. Herr Egger glaubte dies an seinem Sohn nicht verdient zu haben und entgegnete bitter: „Danke du Gott, dass ich dich vor dem Untersuchungsrichter errettet habe. Der hätte den Schuldigen allerdings schon herausgefunden.“

Harald lauschte diesem Tone nach. Er glaubte etwas Verdächtiges herauszuhören. Zitternd fragte er: „Zweifelst du etwa an meiner Unschuld?“ „Ja“, entgegnete der gereizte und beleidigte Vater, „man könnte bald daran zweifeln, so wie du dich benimmst. Immer hat man nur Geschichten mit dir.“

„So so!“ stiess Harald durch die Zähne, „Geschichten hat man mit mir! So so — —!“

Er lief davon über das Feld, wo damals die Krähen, die falschen Vögel, Ernte gehalten, und in den Wald hinein.

Unglücklicherweise hatte der Methodistenprediger trotz aller Vorsicht doch Wind von der Sache bekommen. Das war vielleicht die Gelegenheit, sich für die punischen Kriege zu rächen. Er lief zu Haralds Mutter und redete ganz sachte ein paar Zweifelchen in ihre Seele, wie es ja sein Amt war.

Als Harald zurückkam, fand er seine Mutter in Tränen. „Was ist denn los?“ fragte er gereizt, „natürlich wieder irgendwas meinetwegen!“ Die Mutter sah auf. „Ach, alles ist so schrecklich. Hast du denn wirklich gar, gar nichts gemacht?“

Harald stand bewegungslos und starrte sie an. Ja, da waren zuerst die Krähen. Es war gerade, als hätte ihm eine aus Rache für seine Mordgedanken einmal in die Stirne gepickt, daraus eine unauslöschliche Narbe entstand und er nun für alle Zeiten gezeichnet stund. Später vergass man die Krähen ein wenig, doch niemals ganz, denn das Mal auf seiner Stirn war ja da. Doch sein Leben fing gerade an, so schön und ruhig zu fliessen. Da kam irgend ein Dunkles, Ungewolltes, Fremdes und zerstörte den ruhigen Fluss. Jetzt waren es nur noch lauter Wirbel, darin er herumtrieb. Viele Leute stunden am Ufer und sahen ihm zu. Der Methodistenprediger lächelte. Der Vater rang die Hände. Die Mutter hielt ihm eine Stange hin. Aber die wurde immer kürzer, kürzer, wie in einem Traum, und er trieb immer toller im Wirbel herum.

Er wusste eigentlich nicht, wie er in dieser Nacht ins Bett zu liegen kam. Da dachte er über allerlei nach. Also aus dem Bankhause war er entlassen. Aber sein Vater hatte ordentlich Geld. Es würde sich bald wieder was finden. Tatenlos daheim sitzen, das konnte er nicht. Aber da geschah wieder irgend etwas. Alle sahen nach dem Zeichen an seiner Stirn. Alle Finger wiesen nach ihm.

Dann war's wieder dasselbe Lied!

Ja, was sollte er nun? Seltsam, dass ihm gerade in diesem Augenblick Robinson einfiel und Sigismund Rüstig. Freilich, Robinson war kein Dieb und Sigismund Rüstig auch nicht. War er denn einer, er, Harald Egger? Ach ja, einmal war er so ein kleines, harmloses Dieblein gewesen. Und davon her rührte das Mal an seiner Stirn.

Es brannte, brannte in seiner Seele. Mutter, liebe Mutter! Was haben sie dir, mir getan! Ich wollte nicht sterben wie sie — — ich, der Dieb — — ich, der Gezeichnete — —

* * *

Harald war klug genug zu wissen, dass man nicht mittellos nach Australien reisen kann. Sein Vater besass viel Geld. Jetzt, in dieser brennenden Nacht ward er ein Dieb. Jetzt trug er das Mal mit Recht an der Stirn.

Doch jetzt brannte das Mal nicht mehr!

Frei, frei! Himmlische Freiheit! Der gütigste Gott gab uns die Sehnsucht nach dir in die Brust! Dir *müssen* wir folgen! Einmal *müssen* wir es!

* * *

Es kam ein Tag, da Harald seinem Vater das entwendete Gut mit Zinsen zurückerstattete und kam eine Zeit, da er seiner ärmsten Mutter viele liebe Briefe schrieb.

Er selbst kommt nicht mehr. Drüben ist das Mal an seiner Stirn verschwunden. Wenn er den Fuss auf europäischen Boden setzt, flammt es wieder auf.

Wir können nicht verzeihen, wir Pharisäer!

Wie viel herrlichste, beste, impulsivste Kraft geht unserm ausgesogenen Boden verloren!

Vom Büchertisch.¶

Die Zeit naht heran, wo die Blicke wiederum besonders prüfend über die Auslagen der Buchhandlungen schweifen und Kataloge durchstöbern, gilt es doch, rechtzeitig Umschau zu halten nach Festgeschenken und sorgfältige Auswahl zu treffen für den Weihnachtstisch. — Was aber gäbe es Besseres zu spenden als ein Buch, eine Zeitschrift, die uns Freundschaft halten das ganze Jahr hindurch, auch dann noch, wenn manche andern Gaben längst den Weg des Irdischen gegangen sind! Es hat die Schweizerwoche mehr denn je zuvor den Sinn auf das Nationale gelenkt; ihren Mahnungen zu folgen kann uns kaum schwer fallen, wenn es sich um Bücher handelt, denn unsere Schweizerliteratur zeigt sich reich und mannigfaltig auch an Neuheiten, so dass jede berechnete Geschmacksrichtung das Ihre findet.

Ein originelles Buch schickt uns der rührige Verlag *W. Trösch in Olten* zu: **Unserer Buben Erlebnisse**, von ihnen selbst erzählt und illustriert. *Jakob Huber* und *Ernst Trösch* haben Aufsätze ihrer Schüler gesammelt und nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet. In den Abschnitten „Zu Hause“ — „Auf der Strasse“ — „In der Schule“ — „In der Stadt herum“ — finden wir lebendige Schilderungen aller nur denkbaren Vorgänge im Schulbubendasein. — Wir erfahren wie es zugeht, wenn man sich des Morgens verschläft — wir lernen Walters kleines Schwesterlein kennen — gucken zu, wie Ernst Mittagessen kocht

— begleiten Max zum Zahnarzt, o weh! — sitzen mit Albert im Tramwagen, wenn er die Mitfahrenden kritisiert — erleben eine Schüleraufführung im Kasino — und noch hunderterlei anderes. Immer sagen wir uns dabei: Ja, so denken, fühlen, handeln frische Schulbuben! — Dass es Berner Sekundarschüler — echte Sekeler — sind, die uns ihre Erlebnisse vorplaudern und sogar illustrieren, dass überall unverfälschtes Lokalkolorit durchbricht, das macht die eigenartige Sammlung für Berner und Berner Freunde besonders lesenswert. — Kinder mögen sich daran ergötzen, Eltern und Lehrer daraus manche Erkenntnis schöpfen.

Dein Glück, diesen Titel gibt Frau *Adolf Hoffmann*, Genf, ihrem neuesten Buche (Verlag: Evangelische Gesellschaft St. Gallen). In Skizzen, Betrachtungen, Briefen bietet die Verfasserin die Früchte ihrer Beobachtungen und Erfahrungen als Gattin, Mutter, Hausfrau. — Wie in allen Schriften von Frau Hoffmann, bricht auch hier stets die erzieherische Tendenz durch. Frau Hoffmann erzieht kleine Kinder, Backfische und Jünglinge, junge Eheleute, aber auch Eltern in reifen Jahren. — Alle die vielen Freunde der Schriftstellerin werden ihr jüngstes Werk mit Freuden aufnehmen. J. Mz.

„**Die Garbe**“, Schweizerisches Familienblatt, herausgegeben von *Rudolf von Tavel*, jährlicher Bezugspreis Fr. 12. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel. — Eine neue schweizerische Zeitschrift, in diesen Tagen der Beengung und Beschränkung von allen Seiten — wahrlich, wir bewundern den Wagemut von Redaktion und Verlag! — Dass es sich um ein echt schweizerisches Unternehmen handelt, dafür bürgt uns der Name unseres Berner Dichters Rudolf von Tavel. — Wohl redet das Vorwort von christlichen Grundsätzen, nach denen das Unternehmen geleitet werden soll; aber ein Blick in die drei Probehefte, die bis heute vorliegen, lässt gleich erkennen, dass die Verfasser nicht eng und unkünstlerisch denken. Rudolf von Tavel erzählt selber in seinem heimeligen Tone eine schweizerische Militärkomedi von anno dazumal und *Helene Christaller* eine ihrer wohlthuenden, schlichten und warmen Pfarrergeschichten. Auch Pfarrer *G. Benz* nimmt an dem Werke teil; er breitet Jugenderinnerungen aus seinem katholischen Kindheitsdorfe vor uns aus und zeigt bei aller Gegensätzlichkeit der katholischen Mitwelt gegenüber wahre Toleranz. In Nr. 3, die als „Reformationsnummer“ gedacht ist, berichtet Prof. *P. Wernle*, „Was wir Schweizer Luther verdanken“, und *K. Fueter* erzählt uns die Geschichte von „Anna Reinhart, die Gattin Ulrich Zwinglis“. Daneben schildert *R. Schwarz* anhand vorzüglicher photographischer Wiedergaben „Das internationale Reformationsdenkmal in Genf“. Auch die künstlerische Ausstattung der Zeitschrift hält Schritt mit ihrer literarischen Höhe und bringt teils in Farbendruck, teils auf Mattkunstdruck Reproduktionen von Gemälden schweizerischer Künstler. Endlich wird jede Nummer mit einer Abteilung „Was die Zeit bringt“ abgeschlossen, in der Überblicke über alle Gebiete der geistigen und politischen Interessen geboten werden sollen. — Hält die Zeitschrift das, was die drei ersten Hefte versprechen, so darf sie mit ihrer gesunden, guten Kost allen Familien empfohlen werden.

Neuenschwander, Rosa: **Eine tapfere Schar**, Preis geb. Fr. 1. 80. Verlag Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, Basel.

Die Verfasserin gehört selbst zu der tapferen Schar, von der sie spricht; es handelt sich um jene Mädchen, die kaufmännisch tätig sind, die tagtäglich ins Bureau oder in den Verkaufsraum zur Arbeit eilen. Rosa Neuenschwander nimmt selbst eine leitende Stellung in einer grossen Geschäftsfirma ein; wenn

sie also zu ihren jüngern Gefährtinnen spricht von den Schwierigkeiten ihres Berufes, so tut sie es aus reicher Erfahrung heraus. Freude an der Arbeit, Liebe zum Beruf möchte sie erwerben. Heutzutage, wo so viele Kräfte am Werke sind, die Unzufriedenheit und Neid grossziehen, ist es freudig zu begrüßen, wenn einmal eine solche Stimme laut wird, die unsern jungen Mädchen zeigen will, dass in freudiger Ausübung des Berufes die tiefste Befriedigung zu finden ist, und dass gerade dieser Weg treuer Pflichterfüllung zu den tiefsten Quellen des Lebens hinführt. Massenhaft sollte dieses Büchlein in die Hände käuflich tätiger Mädchen gelegt werden. *A. B.*

Baschong, Olga: Wider die Furcht. 16 Seiten, geh. 40 Rp. Verlag Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, Basel.

Mir wurde einmal gesagt, in der Bibel stehe genau 365 Mal das Wort: „Fürchte dich nicht“. Also für jeden Tag des Jahres einmal. An dieses so eindringlich in der heiligen Schrift wiederholte tröstliche Wort anschliessend, zeigt die Verfasserin in rascher, fliessender Weise, welche ungeheure Bedeutung die Furcht im menschlichen Leben hat. Sie möchte mit ihren warmen Worten versuchen, einigen Menschen zur Befreiung von diesem schleichenden Übel zu verhelfen. Viele kranken daran, ohne es selber recht zu wissen, und wenn sie allen heimlichen Wegen ihres Herzens nachgehen wollten, so würden sie entdecken, dass die Furcht schuld ist nicht nur an ihren Misserfolgen, sondern auch an ihren Vergehungen. In vielen Fällen ist es so. Das kleine und doch inhaltsreiche Heftchen dürfte besonders in unserer Zeit, wo die Furcht Gelegenheit hat, mehr als je zu triumphieren, vielen sein wie ein fester, ermunternder Händedruck von Freundeshand. Es sei darum bestens empfohlen. *A. B.*

Fankhauser, Gottfried: Nicht vergeblich. Ein Wort der Ermunterung für Sonntagsschullehrer und solche, die es werden wollen. 32 Seiten, geh. 40 Rp. Verlag Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, Basel.

Die Aufgabe des Sonntagsschullehrers ist wohl, äusserlich betrachtet, eine der undankbarsten. Aber nur äusserlich betrachtet, insofern, als der Lehrer das Aufblühen und Gedeihen der Aussaat nicht immer sieht und dass ihm selten ein sichtbarer Dank dafür wird. Seine Arbeit ist Saat auf Hoffnung. Dass mancher Sonntagsschullehrer, manche -lehrerin zeitweise den Mut verliert, ist menschlich und leicht verzeihlich. Das Büchlein Fankhausers möchte diese Entmutigten aufrufen zu neuem frischen Tun. An einigen eindringlichen Beispielen beweist der Verfasser, dass des Sonntagsschullehrers Werk nicht vergeblich ist. Das Heftchen wird sicher nicht nur solche, die in dem Dienst der Sonntagsschule schon längere Zeit stehen, stärken und ermuntern, sondern auch neue Arbeitskräfte für dies Gebiet gewinnen. *A. B.*



Das kantonal-bernische Säuglings- u. Mütterheim

sucht Anfang Jahres eine ernstgesinnte, wohlerzogene Tochter oder jüngere Frau tüchtig im Hauswesen als Stütze der Oberin.

Schriftliche und mündliche Anmeldungen an Frä. Jonquière, Kapellenstrasse 18, Bern.

Ich kann ohne Nervogen nicht leben!

so schreibt uns einer unserer bekanntesten Schriftsteller.

Nervogen wirkt Wunder!

so schreibt eine Lehrerin.

Ich habe schon unzählige Mittel schlucken müssen; aber keines hatte so auffallend gute Wirkung wie Nervogen.

R. Sch. in S.

Nervogen ist ein ausgezeichnetes Mittel, wir haben es an unserm Kinde erfahren und können mit gutem Gewissen sagen, dass es andere Mittel übertrifft.

E. B. in B.

Ein Patient unserer Klinik, sehr blutarm, dessen Magen gar nichts mehr ertragen konnte, erhielt Nervogen; er holte sich auffallend schnell.

Dr. H.

Die 7 von Ihnen bezogenen Flaschen Nervogen brachten eine geradezu ideale Wirkung. Die Kopfschmerzen sind spurlos verschwunden, die Magenbeschwerden haben völlig aufgehört. Trotz 17-stündiger Arbeitszeit nahm ich in diesen Wochen 7 Kilo zu. Vor allem aber heilte mich Nervogen von einem nervenzerrüttenden Leiden, wo jede frühere Behandlung versagte. Es ist auch noch kein Rückfall eingetreten. Mit glückerfülltem Herzen spreche ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank aus etc.

F. K. in S.

1 Flasche Nervogen kostet 3 Fr., reicht eine Woche; in allen Apotheken erhältlich. Bei direkter Bestellung von 2 Flaschen portofreie Zusendung durch die

202

Apotheke Siegfried in Ebnat-Kappel.

Schweiz. Land-Erziehungs-Heim

950 m/M. **ZUGERBERG** 950 m/M.

Programm einer schweiz. Nationalschule. :: Primar-, Sekundarschule, Gymnasium. :: :: Eigene Landwirtschaft; Gärtnerei; Schreinerei.

Leitung: Prof. J. Hug-Huber und Dr. W. Pfister. 209

AXA / **MALZKAFFEE** /
Die Schweizermarke

207

Spezialgeschäft für

Corsets 180

O. HUGENTOBLER
BERN 36 b Spitalgasse 36 b
(v. Werdt-Passage)

Dr. med. Meuli-Hilty
Aarau 195
Frauenkrankheiten

FÜR FRAUEN

210

unentbehrlich ist das
ideale Hausmittel

„Lacrimae Christi“

Edelste Balsam-Tropfen mit der
Schutzmarke „Doppelkreuz“. ::

Erhältlich in allen Apotheken. :: :: Prospekte und Probeflaschen durch das Generaldepot

HANS ERNST, Zürich 3, Stationsstrasse 39 Telefon: Selnau 5684

Vor Regen schützen

können Sie sich, indem Sie
Mäntel, Jackette, wasserdicht
machen lassen.

Vorteil

Das Stück, das imprägniert
ist, trocknet rasch, und Sie
selber bleiben trocken, wo-
durch Sie Ihre Gesundheit
wahren.

Färberei Knecht, Romanshorn

besorgt jeden Auftrag rasch.
Stoff am Stück kann sehr
vorteilhaft wasserdicht ge-
macht werden.

205

Dr. Sidlers

Spargel-Tee

besten Blutreinstellungstee

besonders wohltuend für
die Nieren. :: :: Jederzeit
anwendbar ohne Berufs-
störung 208

1 Schachtel = 1.50 in den
Apotheken oder durch die

Apotheke Dr. Sidler, Willisau

Radiol

Bestes Reinigungsmittel für Glas
Fenster, Silber, sowie für alle
Metallgegenstände.

Schweizerfabrikat.

Zu beziehen in Kolonialwaren-,
Drogerie- u. Haushaltsartikel-
Geschäften und Konsumvereinen.

Alleinige Fabrikanten:

Adolf Büchi & Cie.

St. Gallen. 196

Gewähre und besorge Darlehen.
Näheres: Postfach 4149, St. Gall. 4.

206

TUCHHANDLUNG
ARN. SCHMID & C^{IE}, Zeughaus-
gasse 22, **BERN**
empfehl*et* ihr frisches, reichhaltiges Lager in:
Herren- und Damenkleiderstoffen, rohen u. gebl. Leinen- u. Baumwolltüchern,
Servietten, Tischzeug, Hand- und Küchentüchern, weissen und farbigen Bett-
anzügen, Wolldecken, Vorhangstoffen, Futterstoffen aller Art, Unterkleidern usw.
Mustersendungen stehen jederzeit gerne zur Verfügung 197


Chlorosan-Bürgli
*Das blutbildende und belebende Heilmittel
aus Pflanzengrün.*



Erhältlich in den Apotheken à 3.75



Als bestes Geschenk für Kinder

offerieren wir zu bedeutend herabgesetzten Preisen frühere Jahrgänge
„Illustrierte schweizerische Schülerzeitung“ (Der Kinderfreund) nach
Auswahl: kartoniert Prachtband

1 Jahrgang:	1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914	Fr. 1.30	Fr. 1.80
5 Jahrgänge:	1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914	" 4.—	" 5.50
14 Jahrgänge:	1901—1914	" 9.—	" 12.50

Mögen recht viele diese günstige Gelegenheit benützen!

Verlag der Buchdruckerei Bächler & Co., Bern.

Erholungsheim
Stäfa :: am ::
Zürichsee
Pensionspreis Fr. 5.
Prospekte durch die Eigen-
tümerin 180
Schwester Elsa Teleky.

Citrovin
das Beste und
Gesündeste zur Bereitung
von Salaten, sauren
Speisen und Saucen.
sowie aromatischen Getränken.
Gesunden & Kranken
ärztlich empfohlen.

Schweiz. Citrovin-Fabrik, Zofingen

Cocos- Läufer

12 Breiten
uni und mit Bord
empfehlen

Bertschinger & Co.
Zeughausgasse 20
:: BERN ::

Dr. Krayenbühls Nervenheilanstalt „Friedheim“

Zihlschlacht (Schweiz), Eisenbahnstation Amriswil, für
Nerven- und Gemütskranke, Entwöhnungskuren
(Alkohol, Morphin, Kokain usw.) Gegr. 1891. Sorgfältige Pflege
Hausarzt: Dr. Wannier. 170 Chefarzt: Dr. Krayenbühl.

Kochkiste Steiger

Bewährt und zuverlässig
Komplett mit Aluminiumtopf von Fr. 29.50 an

R. Steiger-Zoller :: Bern

45 Marktgasse

:::

Amthausgasse 28

Gebr. Ackermann, Tuchfabrikation, Entlebuch

Man achte genau auf diese Adresse 105
senden auf Verlangen bereitwilligst Muster von schönen ganz-
und halbwollenen Stoffen für solide Frauen- und Männerkleider.

Bei Einsendung von Wollsachen

billige Fabrikationspreise

Frisches

193

Obst und Gemüse

liefern, am Vorabend geerntet,
franko ins Haus die Grosskulturen

La Baraggia, Ascona.

Tagesofferte auf Verlangen.

Damentaschen

Brieftaschen

175

Portemonnaies

Zigarrenetuis

Schul-, Schreib-
und Musikmappen

Schultaschen

empfiehlt das Spezialgeschäft

K. v. Hoven

Kramgasse 45 BERN

5% Rabattmarken



**Reeses
Backwunder**

macht Kuchen
grösser
lockerer
verdaulicher
Prakt. Gratis-Rezepte

Inserate
im „Zentralblatt“
haben
grössten Erfolg!

Drucksachen

für den Geschäfts- und
Privatverkehr liefert
in kürzester Frist und
sauberer Ausführung

:: Buchdruckerei ::
Büchler & Co.,

Marienstr. 8 Bern Kirchenfeld

Körperlich und geistig Zurückgebliebene

finden in der sehr gesund gelegenen

154

Privat-Erziehungsanstalt Friedheim

in **Weinfelden**, Schweiz, (gegründet 1892) fachgemässe, sorgfältige Behandlung nach den
neuesten Grundsätzen der Heilpädagogik. Vielseitige praktische Ausbildung. Gartenbau. Pro-
spekte durch den Vorsteher

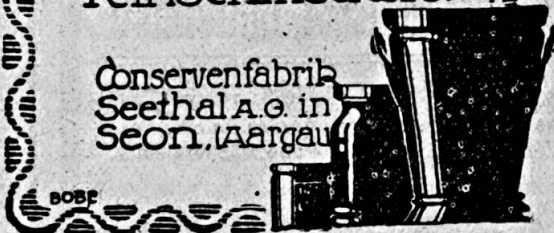
E. Hasenfratz.

Seethaler

Confituren

sind der Stolz des
Hauses und der
höchste Genuss des
Feinschmeckers.

Conservenfabrik
Seethal A.G. in
Seon, (Aargau)



Verlangen Sie in den einschlägigen Geschäften
Ihres Platzes überall ausdrücklich

SEETHALER
Confituren und Conserven
um sicher zu sein, das Beste zu erhalten. —

28

Schweizerische Landesausstellung in Bern
Grosser Ausstellungspreis
(Höchste Auszeichnung)